Ereignisse

Objekttyp: **Group**

Zeitschrift: **Hochparterre : Zeitschrift für Architektur und Design**

Band (Jahr): **3 (1990)**

Heft 4

PDF erstellt am: **02.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

EREIGNISSE

Mittendrin stehen zwischen West und Ost, Altem und Neuem, Relikten und Hoffnungen: Derart beschreibt Günter Stahn das gegenwärtige Lebensgefühl in der zweiteiligen Stadt und wie umgegangen wird damit. Noch kennt der leitende Stadtplaner in Berlin-Ost sein Arbeitsgebiet nicht erschöpfend und muss sich doch schon den völlig veränderten und im Fluss befindlichen Realitäten stellen.

Eine Stadt wird eins

«Mir ist oft so, als gingen Welten aufeinander zu, als würden Peripherien zur Mitte. Sie machen neue Bedingungen, veränderte Herausforderungen für die Stadtplanung: Wir lernen mit bisher gegensätzlichen Thesen zu leben und ziehen aus ihnen zunehmend Gewinn. Wir finden, dass es viele Arten zu denken und zu bauen gibt. Wir werden Zeugen eines Prozesses, in dem die Stadt ihre Trennung überwindet, ein Teil des anderen Kommentar und Kompliment wird.

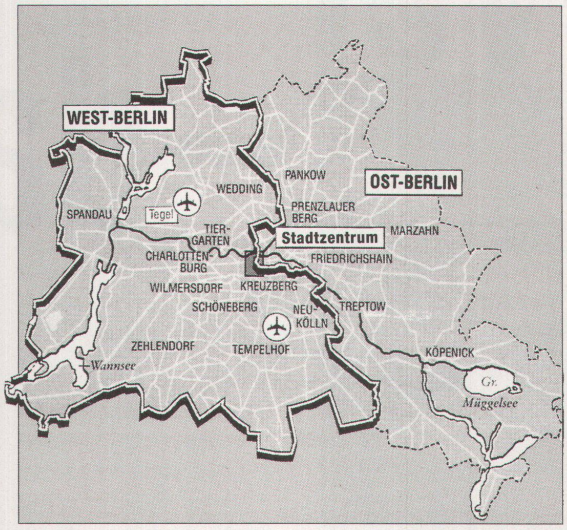
Als ich vor zwei Jahren die Tätigkeit als leitender Stadtplaner aufnahm, ahnte ich nicht, wie spannend es werden würde, ein solches Amt zu bekleiden. Noch bin ich nicht zu Ende, mir die Teilstadt Berlin-Ost zu erschliessen, und stehe schon wieder an einem Neubeginn: Ich muss mir den westlichen Teil der Stadt erwandern!

Ein Gang vom einen in den andern Teil der Stadt führt zwangsläufig durch die sensible Berührungszone des Grenzbereichs mit ihren Wunden und Vernarbungen. Diese Freiräume sind eine einmalige Möglichkeit für eine künftige Stadtentwicklung. Hinzu kommt die neue regionale Konstellation: Das ehemalige Berlin-West hat wieder sein Umland, die Mauer ist keine Entwicklungsschwelle mehr für Berlin-Ost.

Die Träume im Blick auf den sicher nicht ausschliesslich segensreichen Entwicklungsschub der Stadt reichen von einer Wiederaufnahme und dem behutsamen Ausbau historischer Struktur bis hin zu einem Grünzug von Treptow bis Spandau entlang des bisherigen Grenzstreifens in seiner unterschiedlichen gebietlichen Bedeutung.

Mit dem Wegfall der Mauer ist die Gefahr einer hemmungslosen Zersiedlung der schönen Berliner Wald- und Seenlandschaft gegeben. Konzeptionelle Umlandgestaltung zum Schutz der Natur und ihre kultivierte und massvolle Erschliessung für die Erholung der Menschen sind eine Aufgabe von besonderem Gewicht.

Aus den vehementen Diskussionen um künftige Einheit Deutschlands – in welcher Form auch immer – sind nicht zuletzt Schlussfolgerungen abzuleiten für die Stellung Berlins innerhalb eines europäischen Hauses. Daran knüpfen sich Erwartungen von unterschiedlicher Tragweite: Berlin als Sitz internationaler Organisationen, als Weltausstellungs- und Olympiastadt.



GRAFIK: «DER SPIEGEL»

FOTO: MICHAEL LÜDEKING

Günter Stahn auf Stadtwanderung in Berlin-West

Neben Träumen gibt es aber auch bedeutende Defizite an Wissen und Bewusstsein von drei Jahrzehnten, die aufzuarbeiten sind. Kreativität und Schöpfertum blieben ob der Planerfüllung weitgehend auf der Strecke. Standortlos entwickelte Haus-‹Erzeugnisse› aus Grossplatten und daraus entstandene desolate Innenstadtbezirke sind das Ergebnis. Hoffnungslos verschlissene Bausubstanz wurde abgerissen, was zum Geschichts- und Gesichtsverlust historischer Kerngebiete führte. Der zunehmenden Monopolstellung der Kombinate hatten die bevormundeten Architekten in den Projektierungsbetrieben kaum etwas entgegenzusetzen. Nun klagen die Kräfte des demokratischen Aufbruchs bei den auf der Grundlage manipulierter Wahlen arbeitenden ‹Volksvertretungen› eine bürgernahe Planung ein, die auf behutsame Stadterneuerung und versorgungstüchtige Fertigstellung und Umgestaltung der tristen Neubaugebiete gerichtet ist.

Der von verantwortungsbewussten Architekten erzwungene Baustopp am Grenzbereich des Leipziger Platzes ‹hüben› und die Diskussion um das deutsche historische Museum ‹drüben› reflektieren die Brisanz der neuen Herausforderung.

Natürlich darf alles, was an Potenzen bekannt und an Problemen einzubringen ist, kein Offenhalten für Künftiges verstellen.

Zunächst muss man jedoch von den zwei autark funktionierenden Teilstädten mit ihren gegenwärtigen Planungsergebnissen ausgehen. Bei aller Ungeduld sollten wir bedenken, dass eine blosse Wiedervereinigung ahistorisch wäre und keine solide Grundlage macht. Wir brauchen zweifellos eine Doppelstrategie, die einerseits die Planung beider Seiten aufarbeitet und offenlegt. Sicher muss sie fortgeführt, vervollständigt und ergänzt werden. Anderseits müssen die Planungen aus dieser Kontinuität aufeinander zugehen und ihre Identität einbringen.

Stadtplanung für das künftige Berlin muss sich an neuen Visionen orientieren, muss Hoffnung vermitteln, was anstelle des Vorhandenen denkbar wäre. In einem weltweiten städtebaulichen Wettbewerb sollten sich die besten Architekten dieser Herausforderung zwischen dem Leipziger Platz und dem Pariser Platz, dem Kulturforum und dem Spreebogen mit dem Reichstag stellen.

Ein Volk, das sich eine solche Möglichkeit erworben hat, besitzt zugleich die Legitimation bürgerschaftlicher Beteiligung. Die Öffentlichkeit des Diskussions- und Erkenntnisprozesses sollte den Planungsvorgang der Ideenfindung transparent und nachvollziehbar gestalten, so dass die Menschen beider Seiten der Stadt, einer Stadt, emotional und rational teilhaben an der schrittweisen Ausprägung des neuen Berlin.»

GÜNTER STAHN

Günter Stahn ist leitender Stadtplaner in Berlin-Ost. «Hochparterre» hat ihn um eine persönliche Standortbestimmung gebeten. Sein Brief datiert vom 30. Januar 1990.

Hannes Meyer – da

Er hat als Architekt kein grosses Werk hinterlassen. Trotzdem ist sein Name präsent, wenn es um die Architektur des 20. Jahrhunderts geht: Hannes Meyer, dessen Geburtstag sich im November 1989 zum 100. Mal gejährt hat. Das war Anlass zu einer Ausstellung, die nun auch in der Schweiz gezeigt wird.

Hannes Meyer war, wie unermüdlich behauptet wird, ein Architekt von äusserst gutem Ruf – und ist dennoch so unbekannt geblieben, dass sein Ruhm ratlos macht. Das «Lexikon der Weltarchitektur» bescheinigt ihm im ersten Satz «internationalen Rang», obwohl keines der Bauwerke, als deren Urheber er firmiert, von revolutionärer oder gar epochaler Bedeutung ist. Er gilt allgemein als ein prononcierter Funktionalist, dem der künstlerische Ehrgeiz seiner Branche zuwider war und der das Heil statt dessen durch wissenschaftliche Erkundungen zu finden glaubte, manchmal auch herbeiquälte – doch ausgerechnet seine kühnsten Entwürfe, die ihm zu seiner Aura verhalfen, sind eher formalistisch als funktional.

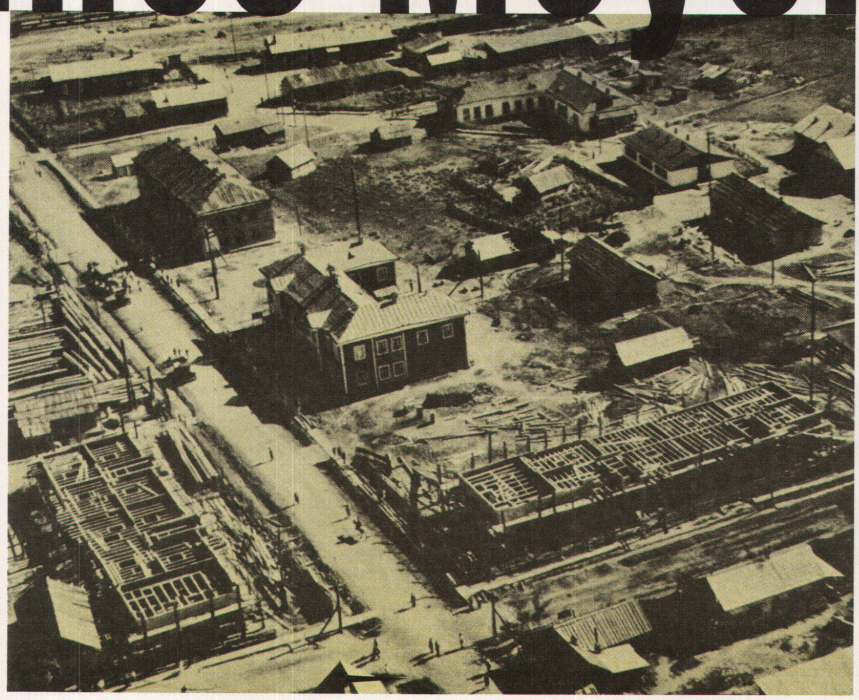
Hannes Meyer ist mit beinahe allem, was er angepackt hat, gescheitert. Sogar die Wandlungen seiner Ansichten führten ihn jedesmal in neue Sackgassen. Trotz alledem war die Wirkung, die er auf seine Zeitgenossen hatte, erstaunlich.

Er wurde als Spross einer Altbasler Familie, «in welcher der Architektenberuf traditionell» war, 1889 geboren. Vom zehnten Lebensjahr an der wohl bedrückende Aufenthalt in einem Waisenhaus. Nach der Gewerbeschule – lauter Bestnoten – Mitarbeit bei den Berliner Architekten Emil Schaudt und Albert Froelich, der ihn «treu & hochbegabt» nennt. Nach «unbefriedigter eigener Architekenpraxis» in der Schweiz Ressortleiter bei der Kruppschen Bauverwaltung, wo er bei Georg Metzendorf, dem Schöpfer der berühmten Gartenstadt Margarethenhöhe in Essen, an Siedlungsprojekten arbeitet. Dann bekommt er seinen ersten grossen, von Anfang an als programmatisch begriffenen Auftrag: Entwurf und Bau der Genossenschaftssiedlung Freidorf bei Basel.

1927 holt ihn Walter Gropius als Leiter der neuen Architekturabteilung ans Bauhaus nach Dessau und empfiehlt ihn im Jahr darauf als seinen Nachfolger auf dem Direktorenstuhl. Hannes Meyer übt das Amt so aus, wie er es beschrieben hatte: als «eine absolut aktive natur», welche sich «nur in positiver realer arbeit ausleben» könne. Er entwickelt einen ausschliesslich auf die Praxis bezogenen, Fiktionen verweigernden Lehrplan; die Baugeschichte kam darin nicht vor. Statt dessen hob er hervor, «dass wir unsere neuen formen, die bei funktionellem bauen entstehen, nach möglichkeit bauwissenschaftlich begründen müssen, um dem sonst berechtigten vorwurf der unsachlichkeit zu begegnen». Wissenschaft statt Intuition. Im bewussten Gegensatz zu Walter Gropius und den anderen Protagonisten des Neuen Bauens ging es ihm ja nicht um die formale, sondern um die «bauwissenschaftliche Erneuerung der Architektur». Nach zweieinhalb Jahren wird ihm wegen kommunistischer Umtriebe fristlos gekündigt, er siedelt hoffnungsfroh in die Sowjetunion über, entwirft für eine neue Gesellschaft Städte, kehrt 1937 deprimiert in die Schweiz zurück, wird 1939 nach Mexiko berufen, wo er sich zehn Jahre lang abmüht; keines seiner Projekte wird verwirklicht. Bis zu seinem Tod 1954 in der Schweiz blieben ihm dann daheim noch fünf Jahre.

Zu den gebauten gehören eine Genossenschaftssiedlung, eine Gewerkschaftsschule, fünf Laubengangbäuser, ein Kinderheim; die ungebauten sind zwei spektakuläre Projekte, die Petersschule in Basel und das Völkerbundsgebäude in Genf, sie vor allem haben seinen Namen publik gemacht. Allesamt waren sie von der Ideologie durchdrungen, die er als «Grundtendenz» seines Bauhaus-Unterrichts mit drei Wörtern markiert hat: funktionell – kollektivistisch – konstruktiv.

Er verabscheute den Akademismus und seinen ästhetischen Hochmut und stützte sich auf die Formel «Funktion mal Ökonomie». Der Architekt «war künstler und wird ein spezialist der organisation», brauche «die grösste einsicht in die volksseele» und habe als Gestalter der Volksgemeinschaft zu dienen. Bauen? «ist nur organisation: soziale, ökonomische, psychische orga-



Aufbau in der Sowjetunion: Hannes Meyer arbeitete mit an der Planung von Birobidjan, der Hauptstadt des gleichnamigen «autonomen jüdischen Gebietes» an der Grenze der Sowjetunion zur Mongolei und zu China. Die Foto stammt aus der Zeitschrift «USSR im Bau» vom Frühling 1935. Damals wirkte Meyer noch aktiv am Aufbau mit, bevor er 1937 enttäuscht in die Schweiz zurückkam (Quelle: Bildarchiv zur Geschichte der Arbeiterbewegung).

Hannes Meyer, von Clément Moreau (die bisher unveröffentlichte Zeichnung auf der Seite 103 wurde uns vom Bildarchiv zur Geschichte der Arbeiterbewegung zur Verfügung gestellt).

nisation.» Kunst? «alle kunst ist ordnung», «kein schönheitsmittel», «architektur ist bauwissenschaft.» In seinen «Thesen über marxistische Architektur» schreibt er später: «das sozialistische bauwerk ist weder schön noch hässlich, es ist vollkommen oder unvollkommen, richtig oder unrichtig.» Er predigte «volksbedarf statt luxusbedarf». Für ihn war Siedlungsbau Lebensbau.

Die Siedlung Freidorf ist deshalb viel wichtiger, viel charakteristischer als das viel berühmtere Völkerbundsprojekt.

Deshalb ist sie ihm auch vollständiger als alles andere geglückt: eine Versammlung von 150 Reihenhäusern, die unter behäbigen Walmdächern zu vieren, achten und vierzehn zusammengefasst und so in Zeilen geordnet sind, dass sie erstaunlich abwechslungsreiche Räume bilden. In der Mitte überragt sie alle das Genossenschaftshaus mit Schule, Versammlungs-, Leseräumen, mit Bibliothek und Läden. Dem Traditionalisten Meyer war es um Einheit durch Einheitlichkeit für Gleiche zu tun – die Siedlung ein Abbild der Demokratie. In der Zeitschrift der Gruppe ABC schrieb er unter dem Pseudonym Co-op und sah die Zukunft geprägt vom Ideal einer kollektivistischen Gesellschaft.

Abgesehen von dem Kinderheim in Mümliswil, das, 1938/39 errichtet, ein in seiner Einfachheit und Bodenständigkeit, auch in seiner überlegten Anordnung sympathischer, harmloser Bau ist, wurde die Gewerkschaftsschule in Bernau zum überall hervorgehobenen Musterbeispiel modernen Bauens mit einfachen Mitteln, aber auf «wissenschaftlicher Grundlage».

Weitere Arbeiten, mit denen er Aufsehen erregte, waren die gemeinsam mit Hans Wittwer angefertigen Entwürfe für die Petersschule in Basel und das Völkerbundsgebäude, beides, wie zu betonen Meyer niemals müde wurde, alles andere als «stilistische Komposition», sondern «konstruktive Erfindung», entworfen auch nicht in einem Atelier, sondern erfunden in einem von ihm auch so genannten (und für die Ausstellung nachgebauten) «Laboratorium», das seine Fortschrittlichkeit und seine Bescheidenheit in der Verwendung des neuen Baustoffs Sperrholz zeigte. Beide Bauwerke sollten auch keine Symbol-, sondern reine Zweckbauten sein: Architektur durch Konstruktion, Ordnung durch strikte Funktionalität. Nur hat das nicht gestimmt: Etliches ist funktional widersinnig, beide Gebäude wären sehr teuer geworden, vor allem die Petersschule mit ihrer an Stahlseilen aufgehängten, über dem Boden schwebenden Pausenterrasse aus Stahl – und obendrein rigoros in die enge Altstadt gepfercht.

Hans Wittwer waren darüber bald Bedenken gekommen. Nach einem Besuch im Schloss Mosigkau bei Dessau notierte er: «Hier das lachende, gläubige Herz, und bei uns so oft unzufriedenes Streben nach Sachlichkeit, die es für einen normalen Menschen ohnehin immer gibt...» Ihm fiel dort die Freude am Schaffen ohne «komplizier-

tes Wissen» auf. Und gerade das war es, dem Meyer nachjagte, das Messbare, Sichtbare, Wägbare – und die Seele. Denn er verstand die Lehre vom Bauen ja auch als eine «erkenntnislehre vom dasein», eine «harmonielehre zur daseinsgestaltung». Streift man alle zeitbedingten ideologischen Garnierungen ab, kommt die eigentliche Botschaft zum Vorschein, die diese Ausstellung vermittelt. Es ist das Bekenntnis zur phantasievollen Einfachheit, die das Streben nach architektonischem Ausdruck, nach Schönheit, nach Seelenglück, nach einem menschenwürdigen Dasein in Häusern und Siedlungen als eine vorwiegend soziale Aufgabe begreift. Und sie vermag, wie bei Hannes Meyer, gleichsam unter der Hand Züge von Baukunst anzunehmen. Das Soziale aber rangierte bei ihm immer weit vor dem Formalen. Und so entstand denn auch, wie er notierte, seine «tragikomische Situation: Als Bauhausleiter bekämpfte ich den Bauhausstil.» MANFRED SACK

Manfred Sack ist Architekturkritiker der Hamburger Wochenzeitung «Die Zeit».

s rätselhafte Talent

Die Ausstellung

Die Ausstellung «Hannes Meyer: Architekt, Urbanist, Lehrer» ist noch bis zum 20. Mai im Museum für Gestaltung Zürich, Ausstellungsstrasse 60, zu sehen. Öffnungszeiten: Di, Do, Fr 10 bis 18 Uhr, Mi 10 bis 12 Uhr, Sa, So 10 bis 12 und 14 bis 17 Uhr.

Die Risse sind schon das Ganze

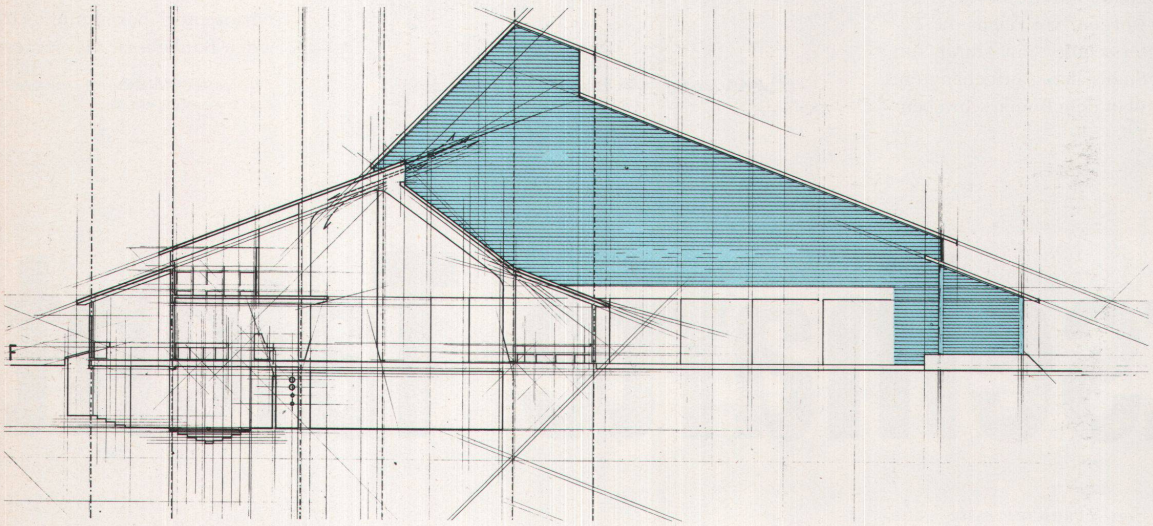
«Die ganze Baukunst setzt sich aus den Rissen und der Ausführung zusammen. Bedeutung und Zweck der Risse ist, den richtigen und klaren Weg zu zeigen, die Linien und Winkel aneinanderzupassen und zu verbinden, in welcher die Erscheinung des Bauwerks inbegriffen und eingeschlossen ist.» Diesen Satz schrieb Leon Battista Alberti um 1450, und die beiden Berner Architekten Ueli Schweizer und Walter Hunziker halten sich heute noch daran. Ein Projekt besteht aus Nachdenken und aus dessen Darstellung im Plan. Dafür gibt es die altbekannten Mittel: die Risse. Grundriss, Aufriss, Seitenriss, Schnitt. Sie sind für Schweizer/Hunziker nicht einfach Zeichnungen, die Ausführungsbefehle speichern, sondern Denkinstrumente des Entwurfs.

Sie haben in ihrer Zusammenarbeit seit 1974 eine eigene Darstellungsart entwickelt, die weit über das hinausgeht, was üblicherweise in Architekturbüros entsteht. In zwei Richtungen: zur Genauigkeit hin und in die Tiefe. Präzision, das alte Schweizer Qualitätswort, führt auch Schweizer im Munde. Sein Vater sei Stahlbauingenieur gewesen und habe ihm gezeigt, was Zeichnen sei. Gemeint ist nicht die VSM-Korrektheit, sondern die Vollständigkeit des Plans. Die Risse erlauben, alles zu bedenken. Was aber gedacht ist, muss auch lückenlos dargestellt werden. Bereits im Massstab 1:100 oder 1:200 ist alles enthalten. Ein Strich ist nicht eine Linie auf Papier, sondern bereits die Verdichtung aller späteren Überlegungen.

Die Tiefe heisst hier Herstellung von Gleichzeitigkeit. Verschiedene Zustände werden übereinander und ineinander dargestellt. Der Zeitraffer wird zum Erkenntnisinstrument. Sobald wir das Nacheinander als Überlagerung von Schichten sehen, sind wir auch fähig, die Regeln des Entstehens zu verstehen. Das Zeichnen des Plans ist damit auch ein Aneignen des Vorhandenen. Nur was ich zeichne, habe ich als Architekt auch gesehen. Schweizer/Hunziker zeigen im Architektur-Forum Zürich Pläne, Risse eben. Mehr nicht. Sie erinnern an die gestochenen Illustrationen der Architekturtraktate. Jedes Blatt wohlkomponiert als Schautafel, jede Tafel voller Dichte. Es gibt viel zu sehen für jene, die sich aufs genaue Sehen einlassen. Vorgeführt wird altes Berufswerkzeug: Architektenzeichnen. LR

Schweizer/Hunziker, Ausstellung im Architektur-Forum Zürich, Neumarkt 15, vom 28. März bis zum 2. Mai. Zur Eröffnung um 18 Uhr spricht Prof. Dölf Schnebli.

Jede Linie ist die Verdichtung aller bereits gemachten künftigen Überlegungen. Querschnitt durch ein Kongresszentrum in Muhen AG, Schweizer/Hunziker 1984.



Doch kein Matterhorn

Nun hat es auch der Bundesrat begriffen. Ein Glasmatterhorn als Verkörperung der Schweiz ist selbst für die grosse Sauglattismusolympiade, Weltausstellung genannt und 1992 in Sevilla abzuhalten, zuviel des Klischees. Es muss auch noch ein Rest schlechtes Gewissen mitgespielt haben, denn statt an eine der immer regen Werbeagenturen mit ihren architektonischen Hilfsarbeitern ging der Auftrag an den Gewinner des abverheiten Wettbewerbs, an Vincent Mangeat. Er soll nun ein neues Projekt machen. Der Eisturm aber ist endgültig geschmolzen, neue Ideen sind gefragt. Mangeat gibt sich noch zugeknöpft. Vorläufig soviel: Es wird ein Entwurf der «architecture éphémère» werden, ein Stück vergängliche Festarchitektur also. (Fortsetzung folgt) LR

Designers Saturday

In Langenthal findet am 3. November der «Designers Saturday» statt, eine Art Tag der offenen Tür der Möbel- und Textilfirmen der Region. Geöffnet werden die Türen aber nicht für Kreti und Pleti, sondern vor allem für Gestalterinnen und Gestalter, die die Firmen, mit deren Produkten sie arbeiten, einmal an Ort und Stelle besuchen wollen. Im Mittelpunkt steht denn auch nicht die Hetzjagd auf Neuigkeiten, sondern die Firmen wollen ihre ganzen Produktpaletten ins gute Licht rücken. Neu wird diesmal auch die Porzellanfabrik Langenthal als Gastgeberin teilnehmen. Eine Reihe Firmen aus der übrigen Schweiz sind wie üblich bei den Unternehmungen in der Region Langenthal zu Gast. Hans Eichenberger richtet in der «alten Mühle» überdies eine Ausstellung für die Firmen ein, die in den Werkhallen der Einheimischen keinen Unterschlupf gefunden haben.

Design ist für den «Designers Saturday» allerdings ein enger Begriff. Er meint vor allem Möbel, Büromöbel, Teppiche und Textilien. Die weite Welt der Alltagsgüter, der Uhren, der Schokoladen fehlt. Was ist schon typischeres Schweizer Design als Toblerone und Swatch? Ebenso abwesend sind all die Maschinen und Apparate. Kein roter Aebi, keine Werkzeugmaschine und kein modisch dekorierter Sibir. An einem Podiumsgespräch, an dem ein paar Männer, angestiftet von Hans Ulrich Reck aus Basel, über Design debattieren werden, kann solches ein Thema sein. Nach Rundgängen und gelehrter Debatte werden die Besucherinnen und Besucher – auch das schon Tradition – im «Bären», Langenthal, zusammensitzen, essen, trinken und weiterreden.

Informationen: Gabriella Gianoli, PR, Florastrasse 9, 3005 Bern, Telefon 031/ 44 24 54. GA

Professoren-Kredit

Die Architekturdozenten an der ETH Zürich protestieren nicht nur mit Worten gegen die Kürzung der Kredite durch die Schulleitung: Sie wollen die gefährdeten Seminarwochen selber mit einem Bankkredit finanzieren.

Investitionen in Wissenschaft und Forschung seien überlebensnotwendig für die Schweiz, heisst die Standardfloskel in Politikerreden. Die Wirklichkeit sieht anders aus. Die ETHZ läuft in einen «Finanzengpass», den die Verantwortlichen selber als vorübergehend bezeichnen – und die Verwaltung reagiert justament mit Kürzungen der Gelder für Lehre und Forschung.

Betroffen ist auch die Architekturabteilung. Ihr wurden eine Stelle für Information und Dokumentation am Institut für Hochbautechnik ganz gestrichen, der Kredit für das GTA (Institut für Geschichte und Theorie der Architektur) um 20 Prozent und die Gelder für die Seminarwochen gar um 40 Prozent gekürzt. Gegen diese Sparmassnahmen wehrt sich die überwiegende Mehrheit der Dozenten in einer Eingabe an die Schulleitung. Die Kürzungen seien ohne Rücksprache und ohne konkrete Begründungen verfügt worden und nehmen auch keine Rücksicht auf «bereits eingegangene Verbindlichkeiten, begonnene Forschungs- und Ausstellungsprojekte u.a.m.», stellt der Professorenbrief fest.

Namentlich die Seminarwochen wollen sich die Architekturlehrer nicht abzwacken lassen: «Die Abteilung für Architektur beabsichtigt, auch für den Fall, dass Sie auf der Kürzung bestehen, ihre Seminarwoche im Jahre 1990 durchzuführen.» Finanzieren wollen die Professoren die Differenz mit einem Bankkredit. Und zwar auf eigene Kosten: Die Dozenten «verpflichten sich, die Zinslast für diesen Kredit zu tragen, bis die Eidgenossenschaft wieder in der Lage sein wird, ihren Verpflichtungen gegenüber den Studierenden nachzukommen.»

Die Seminarwochen sind eines der letzten Überbleibsel aus der Zeit der grossen Reformdiskussionen um 1968. Unter Abteilungsvorstand Professor Bernhard Hoesli eingeführt, sind sie für Mario Campi, den heutigen Vorsteher, nach wie vor «eines unserer wichtigsten pädagogischen Instrumente». Deshalb auch die Überbrückungsfinanzierung per Bankkredit, für Campi «eine völlig normale Sache – im Geschäftsleben, aber eben nicht an der ETH». Die Seminarwochen seien «schon heute alles andere als Ferienreisen, auch wenn sie an touristisch attraktiven Orten stattfinden. Es sind vielmehr vertiefte Bildungsreisen, die sehr seriös vorbereitet werden. Am Ort wird dann wirklich gearbeitet, und nachher folgt eine gründliche Auswertung.» Und Campi auf die Frage, ob es denn nicht weniger Ausland und dafür mehr Schweiz sein könnte: «Das darf man nicht gegeneinander ausspielen. Schon heute findet die Auseinandersetzung mit Schweizer Themen statt, aus klimatischen Gründen oft im Wintersemester.» Die Konfrontation mit Situationen im Ausland bringt den Studierenden, aber auch der ganzen Abteilung, sehr viel. «So werden Kontakte geknüpft, aus denen dann Gastprofessuren entstehen.» Als Beispiel führt der Abteilungsvorstand die «spanische Reihe» an, die sich in GTA-Ausstellungen niedergeschlagen hat.

«Wir betreiben keinen Luxus», betont Campi. Das wäre ja auch kaum möglich; Der (ungekürzte) Kredit für 1990 beträgt 100 000 Franken. Angeboten werden im laufenden Semester rund 30 verschiedene Veranstaltungen – an deren «touristischen» Kosten sich die Studierenden bisher beteiligen mussten. PETER STÖCKLING

FINGERZEIG

Gesundes Volksempfinden

Das Unverständnis war gross, als sich der Bündner Heimatschutz 1987 an einer «Auszeichnung guter Bauten» beteiligte, die zur Prämierung von Neubauten führte, deren architektonische Gestaltung in den betreffenden Ortschaften zum Teil sehr umstritten war. Jene, die Heimatschutz als Denkmalpflege verstehen, ihn mit einem vermeintlichen Heimatstil identifizieren, begriffen es auch nicht, als der Heimatschutz ein Holzbrückenprojekt bekämpfte, eine in ihren Augen «siloähnliche» Kapelle lobte, für die Villa Boehler eintrat. «Das ist doch kein richtiger Heimatschutz mehr!»

Das «gesunde Volksempfinden» liess sich vernehmen. Es kann selbstsicher auftreten, zumal das Bündner Verwaltungsgericht im Streitfall ihm recht gibt. Das «gesunde Volksempfinden» bildet sich an dem, was es sieht, an einer mehrheitlich in den letzten Jahrzehnten gebauten Umwelt, die vornehmlich von Bauherrschaften und Architekten erstellt wurde, deren Haupttalente Immobilienspekulation und schnelles Bauen sind. Das «gesunde Volksempfinden» war es auch, das die Villa Boehler in St. Moritz freiwillig und selbstbewusst der Zerstörung preisgab.

Ich frage mich, wie der Heimatschutz die Alphabetisierung in Architekturfragen fördern könnte. Denn auch in einer Demokratie kann ein Volk nichts gegen die Verhunzung und Verunstaltung seiner baulichen Umwelt unternehmen, wenn es seinen eigenen Fachleuten nicht traut. Das Unbehagen wird verdrängt mit der Aufpolierung von einzelnen noch übriggebliebenen Altbauten, mit nostalgischem Abklatsch und Wochenendflucht in die Maiensässhütten- und Bauernhausromantik bündnerischer Tourismusdörfer. Auch das haben sie geschafft, die gefitzten Architekten und Generalunternehmer, eine «heile Heidiwelt» in engen Appartementhäusern und Satellitendörfern heraufzubeschwören. Als Einstimmung dazu entsteht an der Autobahneinfahrt zu Graubünden eine Raststätte «Heidiland» in Bauernhofstil mit Märchenschlosstouch.

Es ist an der Zeit, dass sich der Heimatschutz mehr um das zeitgenössische Bauen kümmert. Es muss erreicht werden, dass zumindest in den Mittelschulen eine Einführung in die Prinzipien der Architektur vermittelt wird, dass in Erwachsenenbildungskursen, Ausstellungen, Vorträgen vermehrt das Alphabet einer guten Architektur beigebracht wird, auch den heute mehrheitlich desorientierten Baubehörden. Darüber hinaus soll die Architekturkritik institutionalisiert werden. Verstärkt sind Wettbewerbe zu fördern und das Wettbewerbswesen zu verbessern.

Es ist noch nicht so lange her, da drückten Bauherrschaften und Stadtbehörden ihre gesellschaftliche Stellung, ihr Kultur- und Kunstverständnis und ihr Bildungsniveau in der Architektur ihrer Wohn- und Geschäftshäuser aus. Sie scheuten keine Kosten, die besten Architekten zu beauftragen, zur eigenen Ehre. Heute ist dies die Ausnahme. Warum eigentlich? Wir möchten doch auch, dass die Nachwelt die eigenständigen architektonischen Leistungen unserer Generation loben kann. RITA CATHOMAS-BEARTH, PRÄSIDENTIN DES BÜNDNER HEIMATSCHUTZES